

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger" und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen"

Schwarze Tage in Baku

Eine Erinnerung von Kudijar (Nchdr. verb.)

Frühjahr 1918. In Rußland tobte die bolschewistische Revolution. Chaos, ein kochendes rotes Meer, dessen Ausläufer bereits bis an das erhabene Massiv des Kaukasus heranleckten. Jenseits desselben, in der transkaukasischen Ebene, in Tiflis und Baku, ahnte man die blutrote Glut, glaubte Brand- und Verwesungsgeruch zu spüren . . .

Und etwas anderes, Grauenhaftes, wurde gleichzeitig innerhalb der Naphtastadt geboren: die armenisch-tatarische Metzelei!

Baku hatte damals, die Naphtavorstädte Balachany, Sabuntschi, Bibi-Eibat, Surachany usw. mit eingerechnet, vielleicht 400 000 bis ½ Million Einwohner, davon höchstens 50 000 Russen; der Rest bestand aus Armeniern und Tataren zu ungefähr gleichen Teilen; außerdem gab es noch eine Handvoll Engländer, Franzosen, Skandinavier, alles Beamte und Ingenieure der Naphtafirmen.

Zwischen Armeniern und Tataren bestand seit Urvorzeiten grimmigste Feindschaft, ebenso wie zwischen Türken und Armeniern, überhaupt zwischen allen Mohammedanern beider Konfessionen und Armeniern im ganzen Orient: ein unheimlich schwelendes Feuer, nur notdürftig und primitiv verdeckt durch die fortschreitende Zivilisation; hin und wieder aber bricht die Glut diesen Damm und dann verzehrt die Stichflamme Zehntausende von Menschenleben auf beiden Seiten.

Zum letzten Male war dieses im Kaukasus in den Revolutionsjahren 1905-6 der Fall gewesen — es war offenes Geheimnis, daß die russische Regierung die „Ablenkung" gar nicht so ungern gesehen hatte, jedenfalls mangelte es damals in Baku plötzlich an Truppen, als die lang erwartete Schlächterei losgegangen war.

Seitdem hatte die Streitart geruht. Eine tatsächliche Besserung im beiderseitigen Verhältnis war aber für den aufmerksamen Beobachter nie zu bemerken gewesen. Nach wie vor lebten Mohammedaner und Armenier streng getrennt in ihren Quartieren. Undenkbar auch, daß sich ein Armenier in einem Tatarendorfe oder umgekehrt, angesiedelt hätte. Die führende Partei der Armenier war die Daschnakzinun, die der Tataren die Mussawath. Erstere war sozialpolitisch mehr links, die Mussawath mehr rechts eingestellt; beide jedoch waren armenisch- bzw. tatarisch-national bis zur Hysterie.

Die russische Herrschaft bestand eigentlich nur noch zum Schein und wurde durch Ueberreste der Kerenskiepoche repräsentiert. Daseinsberechtigung hatte sie keine mehr, der Umsturz im November hatte den Regierungsapparat geköpft, so oder so mußten die Reflexfunktionen der Bakuer Organe sehr bald aussetzen und durch irgend etwas Neues ersetzt werden: der aus so vielen heterogenen Teilen bestehende russische Koloß lag in Zersetzung — für die einzelnen Glieder bestand jetzt die Möglichkeit, ein eigenes Leben mit eigener Wurzel zu beginnen, falls sie überhaupt lebensfähig waren. Selbstverständlich gab es auch jetzt schon in Baku eine bolschewistische Partei, vertreten durch einen Arbeiter- und Soldatenrat, der von Tag zu Tag stärker wurde und mit Uebernahme der Regierungsgewalt liebäugelte . . .

Kurz und gut — jede Partei zog an ihrem Strang, der Mittelpunkt, das öffentliche Leben, vibrierte nervös und blieb vorläufig noch derselbe. Eine sehr, sehr trügerische Ruhe, jeden Augenblick konnte, m u ß t e die Explosion erfolgen.

Tagsüber sah man nach wie vor lebhaftes Treiben in den Straßen, überfüllte Cafees und Restaurationen, auch die Kinos spielten flott weiter, freilich schon seit Wochen immer dasselbe Programm. Nachts änderte sich das Bild: in den strahlend hellen Straßen im Zentrum der Stadt — Naphta und damit die Erzeugung elektrischer Energie kostete ja so gut wie nichts — konnte man als einzelner Passant mit ziemlicher Sicherheit damit rechnen, von einer der unzähligen Räuberbanden bis aufs Hemd ausgeraubt zu werden. Kein Hahn krähte danach, Polizei und deren Nachfolgerin, die Miliz, gabs schon längst nicht mehr.

Ich entsinne mich eines Abends, an dem ich einen Bekannten um 10 Uhr verließ, um nach meiner, etwa 500 Meter entfernt gelegenen Wohnung zu gehn. Obwohl ich nur durch zwei Hauptstraßen gehen mußte, bewegte ich mich im Eilschritt mit der entsicherten Pistole offen in der Hand, während mein Bekannter von seinem Balkon aus, den Karabiner in Reichweite, mich mit den Blicken, soweit es eben ging, verfolgte, um gegebenenfalls in einen Kampf eingreifen zu können! Zu vorsichtig oder ängstlich war ich bestimmt nicht, war Kummer gewöhnt, war es mir doch vor einigen Wochen gelungen, mich von Rumänien her, durch ganz Südrußland hindurch, als Bolschewik verkleidet, bis nach hier durchzuschlagen . . . Dieses zur Charakteristik der angenehmen Zustände . . .

In einem Cafee, das von Damen der russischen Gesellschaft unterhalten wurde, und in welchem ihre Töchter bedienten, gabs eines schönen Tages den Auftakt der nahenden Katastrophe. „Man" verkehrte hier von 5 bis 7, sah und wurde gesehen, hier herrschte Burgfrieden. Russen, Westeuropäer, mehrere aus Sibirien geflohene deutsche Offizier, die kein Mensch behelligte und . . eine armenische und tatarische Ecke! Streng getrennt voneinander — nie hätte sich ein Tatar an einen armenischen Tisch gesetzt, nie ein Armenier sich ins tatarische Lager hinübergewagt! Das wäre unerhörte Provokation gewesen.

Heute war die armenische Ecke überfüllt, alles war in höchster Aufregung, schnatterte wild durcheinander. Plötzlich erhob sich ein, als Führer der armenischen Bewegung bekannter, junger Mann, Stepan Lalajantz, und setzte sich triumphierend und herausfordernd an einen der leeren tatarischen Tische!

Oha! Das hatte viel, sehr viel zu bedeuten: wenn jetzt doch noch Tataren erschienen, war der Krach unvermeidlich — nie und nimmer hätte der aufgeregte Lalajantz seinen Platz aufgegeben, aber auch die Tataren wären auf keinen Fall zurückgewichen. Unfehlbar hätten die Pistolen gesprochen und ebenso unfehlbar mußte der erste Schuß den ganzen Bakuer Explosivstoff entzünden. Die meisten russischen Damen begriffen sofort die Situation, rafften eilig ihre Sachen zusammen und verschwanden, dito die meisten nichtarmenischen Gäste.

Der Vorstoß Lalajantz' war von seinen Kollegen mit lautem Beifall begrüßt worden, mehrere setzten sich zu ihm, ja, einer der schwarzen Kerle legte unter hysterischem Lachen seine große Mauserpistole auf den Tisch. Ich halte, offengestanden, nicht sehr viel von der Tapferkeit der Armenier, im allgemeinen toben und brüllen sie mehr, als daß sie sich zu Taten entschließen. Nur in großer Uebermacht werden sie gefährlich, dann aber sind sie entsetzlich grausam und von unverfälschter asiatischer Roheit. Von der grinsenden Gefühllosigkeit der Tataren in ekstatischem Zustande brauche ich wohl nichts zu sagen — sie ist sprichwörtlich.

Soviel war für mich klar: die Herrschaften spielten uns hier T h e a t e r vor, da sie unbedingt w i s s e n mußten, daß sich heute kein Tatar ins Cafee verirren wird. Heute nicht und auch in absehbarer Zeit nicht mehr. Das aber war sehr bedeutungsvoll.

Es gelang mir, Lalajantz einen Augenblick zu sprechen. Er flüsterte mir zu, daß Armenier und Russen (sprich Bolschewiken!) sich heute früh geeinigt hätten; letztere würden bei eventuellen armenisch-tatarischen Zusammenstößen „wohlwollende Neutralität" bewahren. Waffen wären in genügender Menge vorhanden, wenn es noch daran fehlen sollte, würden die Russen unter der Hand damit aushelfen. Exaltiert, mit fanatisch glänzenden Augen, sprach er von der Rache, die man nun für 1905-6 nehmen wolle. Was dann später kommen würde, sei absolut egal. Ob Bolschewismus, Anarchismus, Russen- oder Türkenherrschaft, zuerst die Rache! Heute nacht würde es wahrscheinlich wohl losgehen, alles warte auf das Signal in Gestalt irgendeines kleinen Zwischenfalles, der ja leicht bewerkstelligt werden könne . . .

Nun wußte ich genug. Und nach ein, zwei Stunden war die ganze Stadt im Bilde. Ich habe an diesem Nachmittag keinen einzigen Tataren mehr im Zentrum der Stadt gesehen, sämtliche Läden waren geschlossen, alles wartete auf den ersten Schuß.

Für mich persönlich wars nun höchste Eisenbahn geworden: wenn ich überhaupt noch aus Baku heraus wollte, mußte das heute geschehen. In Tiflis wurde ich mit Ungeduld erwartet,

Hier aber hatte ich nichts verloren. Ich hatte Glück, erfuhr durch Zufall, daß am selben Abend noch ein Zug nach Tiflis abgehen sollte. Ich sage sollte — auf der Strecke Tiflis—Baku wars nämlich durchaus nicht geheuer, es verkehren nur zwei, drei durchgehende Züge in der Woche, und auch die wurden aufs Geradewohl abgelassen: erstens kam es öfters vor, daß tatarische Räuberbanden die Züge auf offener Strecke anhielten und gänzlich ausplünderten und zweitens hatte die Mehrzahl der Eisenbahner die über sie hereingebrochene „Freiheit" so ausgelegt, daß sie nur dann zu fahren brauchten, wenn sie unbezähmbare Lust dazu empfanden, was naturgemäß sehr selten der Fall war . . .

Als ich mich bei eintretender Dunkelheit durch die Stadt auf den Bahnhof begab, der ziemlich außerhalb der Stadt liegt, habe ich auf dem langen Weg nicht einen einzigen Menschen getroffen. Unheimlich grell und gespenstisch das strahlende Licht der Bogenlampen im Gegensatz zur öden Leere und Totenstille.

Auch auf dem Bahnhof waren nur sehr wenig Menschen zu sehen, hauptsächlich russische Eisenbahner, und einige Georgier, die sich mit Handgepäck herumdrückten, offenbar um denselben Zug zu benützen, von dem auch ich gehört hatte. Jawohl, er würde fahren, wurde mir gesagt, in ein, zwei Stunden, vielleicht auch schon früher; man warte nur noch auf Nachricht aus Baladschary, ob die Strecke frei sei — d. h. mutmaßlich frei von Räubergesindel!

Vorsichtshalber ließ ich mir den Zug zeigen, der nur aus Lokomotive und zwei Wagen bestand, und blieb gleich dort. Meinem Beispiel folgten auch die übrigen Passagiere — zehn, zwölf Georgier und zwei russische Eisenbahner mit ihren Frauen. Andächtig versammelte sich die kleine Gemeinde an der dampfenden Lokomotive und wartete auf das Aufschließen der Wagen.

Baku lag zu unseren Füßen, hell und totenstill. Etwas unbeschreiblich Drückendes. Unheimliches schien über der Stadt zu wachten, etwas so Schweres, Verhängnisvolles kroch einem ins Hirn, daß der Atem stockte. Jeder der kleinen Gesellschaft wußte, daß dort vor uns jeden Augenblick die furchtbare Explosion losbrechen konnte, mußte. Alle starrten in das glitzernde, flimmernde Lichtermeer, unter dem Hunderttausende in diesen Stunden und Minuten ebenso warteten wie wir, in derselben beklommenen, unerträglichen Spannung. Die Schwüle vor dem Gewitter, hundertfach gesteigert. Kein Wort fiel in der kleinen Gesellschaft über das Unabwendbare . . .

Endlich kam für uns die Erlösung in Gestalt einer wackelnden, trüben Petroleumlampe, zu der drei Eisenbahner gehörten: das Zugpersonal. Wir konnten unsere Plätze einnehmen, die Fahrt ins Ungewisse beginnen. Die Wagen waren natürlich dunkel, meine Taschenlampe und das Lichtstümpchen eines Georgiers die einzige Beleuchtung. Bezeichnend übrigens, daß die ganze Gesellschaft sich in einen Wagen drängte, der andere blieb leer. Heerdeninstinkt!

Wir fuhren. Bald war von Baku nur noch der blutrote Schein seiner Lichter zu sehen. Ich wickelte mich in meine Decke, streckte mich auf der Pritsche aus und ließ mich vom rhythmischen Rattern der Räder einlullen. Schlief lange und fest.

Plötzlich — es dämmerte bereits — wurden wir alle durch einen mörderischen Skandal aufgeschreckt Aha — offenbar der obligate Ueberfall nebst anschließender „Entrubelung" und Entkleidung bis aufs Hemd. Der Zug stand. Auf einer kleinen Station, wie wir durch die trüben Fenster konstatieren konnten. Draußen wimmelte es von schwarzen, brüllenden und gestikulierenden Gestalten. Im Augenblick waren sie auch schon im Wagen und nun stellte es sich heraus, daß es sich nicht um einen Ueberfall handelte, sondern daß das ganze flache Land in hellem Aufruhr war: Tataren, die ihren Landsleuten in Baku zu Hilfe eilen wollten! Wilde, finstere Gestalten, zum Teil in Lumpen gekleidet, alle mit dem schwarzen Tatarenfes auf dem Kopf, alle schwer bewaffnet. Jeder Winkel unseres Wagens wurde von ihnen nach etwa versteckten Armeniern durchsucht. Gegen uns benahmen sie sich gleichgültig, wir interessierten sie einfach nicht.

Und dann brach draußen, auf dem kleinen Perron, plötzlich ein unglaublicher Tumult aus: Johlen, Kreischen, Pfeifen, einige Schüsse. Die Tataren in unserem Wagen stürzten ins Freie. Undeutlich, verschwommen, sahen wir den ganzen Knäuel um einen Mittelpunkt drängen und dann etwas abseits wälzen. Dann einige spitze, schrille Schreie — solche, die man nie vergißt . . . . dann war es still. Die Masse löste sich, kehrte zum Zuge zurück, besetzte wieder den Perron. Im Wagen erschien jetzt kein Tatar mehr. —

Kurz entschlossen sprang ich aus dem Wagen, suchte mir einen etwas intelligenter aussehenden Tatar aus, und versuchte ihn zu interviewen. Zuerst wurde ich wortlos abgelehnt, dann konnte er doch der verführerisch angebotenen Zigarette — sicherheitshalber nahm er gleich fünfe aus dem Etui — nicht widerstehen und kramte aus:

„Gute Zigarette . . . Stehst du, Müsülmanen[1]) haben jetzt Krieg mit Gesalzenen[2]), Allah zertrete sie und ihre Brut . . . . . Kein Armenier lebt jetzt mehr unter Müsülmanen zwischen Tiflis und Baku, und Allah wird geben, daß auch in Baku bald alle, alle werden tot sein . . . Wir haben gefunden armenischen Priester unter Bank in zweite Waggon . . . Du hast gesehen, lebt jetzt auch nicht mehr . . . Und nun alle Tataren aus ganze Land fahren nach Baku, auch unsere Freunde, Türken, bald werden kommen, um zu nehmen dies Land und zu geben es an Müsülmanen."

„Ja, aber . . . Das stimmt doch nicht! Euer Krieg hat ja noch gar nicht angefangen! Man erwartete wohl in Baku dergleichen, aber als der Zug abfuhr, war dort alles noch ruhig. Wir müßten doch die ersten sein, die etwas davon wissen . . . Der Telegraph funktioniert nicht, also sind wir doch die Träger der letzten Nachrichten von dort!"

„Müsülmanen wissen das besser als du: um Mitternacht haben die Gesalzenen angefangen und jetzt dort sind schon viele, viele Müsülmanen tot!"

Ich mußte das Gespräch abbrechen, der Zug setzte sich in Bewegung . . .

Daß der Tatar die Wahrheit gesprochen hatte — daran zweifelte ich keinen Moment, das wurde schon durch die eben miterlebte Ermordung des armenischen Priesters bewiesen: die Tataren hätten wahrlich keinen Grund gehabt, selber das Signal zum Beginn der Metzelei zu geben, waren sie in Baku tatsächlich doch die Schwächeren. Aber woher wußten sie, daß der „Krieg" begonnen hatte?!

Ob hier Lichtsignale im Spiele gewesen waren? Ich hatte öfters davon gehört, daß derartige Nachrichten sich im Orient mit unfaßbarer Schnelligkeit verbreiten, daß an dieser blitzartigen Uebermittlung auf weite Strecken etwas schier Uebersinnliches hafte — jetzt hatte ich selber ein Schulbeispiel davon erlebt. Wie es sich später herausstellte, war die Metzelei etwa zwei Stunden nach unserer Abfahrt ausgebrochen und hatte sofort ungeheure Dimensionen angenommen: viele Tausende Männer, Frauen und Kinder hatten gleich in den ersten vierundzwanzig Stunden daran glauben müssen, überwiegend natürlich Tataren . . .

Wir fuhren — unbehelligt — durch ein kochendes Land: auf allen Stationen wimmelte es von Tataren, die nach Baku eilen wollten, um ihren Landsleuten dort zu helfen oder sie wenigstens zu rächen, wenn es schon zu spät sein sollte.

Die weitere Entwicklung: Armenier und Russen waren in Baku ein enges aktives Bündnis miteinander eingegangen, hatten die Tataren aus der Stadt hinausgeschlagen — soweit sie nicht bereits im ersten Ansturm erschlagen worden waren, sie weit ins flache Land hinaus verfolgt, bis sich dann bei der Station Adschi-Kabul eine regelrechte Front gebildet hatte. Dann erschienen reguläre türkische Truppen auf der Bildfläche — Russen und Armenier wurden von den vereinigten Mohammedanern zurückgeschlagen, Baku wurde belagert und nach verzweifelter Gegenwehr genommen. Nun kam die furchtbare Vergeltung der Tataren!

Man soll nicht viel Schüsse in den ersten zwei Tagen nach der Einnahme gehört haben — die blutige Wut der Tataren zog den Kinshal, das blanke kalte Messer vor . . . Alles, was armenisch war, wurde niedergemetzelt. Männer, Frauen, Kinder. Die Zahl der Geopferten war nicht festzustellen, auch nicht einmal annähernd. Optimisten sprachen von zehntausend Toten, Pessimisten von dreißigtausend Tataren und Armenier insgesamt. Die Wirklichkeit wird wohl ungefähr in der Mitte liegen . . .

Es war aber eigentlich nur die arme armenische Bevölkerung — Ausnahmen gabs natürlich — die daran glauben mußte: die Wohlhabenden, die eigentlichen Führer, hatten sich kurz vor der Einnahme auf die im Hafen liegenden russischen Schiffe gerettet und jeden Platz mit phantastischen Preisen bezahlt. Wer nicht zahlen konnte oder zu spät kam, blieb zurück, war dem sicheren Tode preisgegeben.

Armenier und Bolschewisten dampften eiligst nach Astrachan ab. Durch Zufall erfuhr ich später, daß die roten Herrschaften sofort nach der Ausschiffung ihre ehemaligen Freunde und Bundesgenossen bis aufs Hemd ausgezogen und ihnen gerade nur das nackte Leben gelassen hatten.

Stepan Lolajanz war aufs Land geflüchtet, nach kurzer Zeit entdeckt und von den Tataren in Stücke zerrissen worden . . .

[1]) Die Tataren nennen sich selber Müsülmanen
[2]) Spottnamen der Armenier

Bunte Chronik

ck. **Ein Preisausschreiben über die Ursachen des Geburtenrückganges.** Die Gesellschaft für eugenische Forschung, die ihren Sitz in Newyork hat, setzt nach einer Mitteilung der Deutschen Medizinischen Wochenschrift einen Preis von 3500 Dollar für die beste Arbeit aus, die sich mit den Ursachen des Geburtenrückganges beschäftigt und zwar hauptsächlich diese Erscheinung an der nordischen Rasse untersucht. Die Abhandlung muß englisch, deutsch oder französisch verfaßt sein und bis zum 1. Juni 1930 in üblicher Form eingereicht werden.

ck. **Ein Katalog von 160 Bänden.** Die größte Bücherei der Welt, das Brittische Museum in London, das mehr als drei Millionen Bände umfaßt, gibt jetzt die ersten Abteilungen ihres neuen Kataloges heraus, der 160 Bände von je 500 Seiten umfassen und innerhalb von 12 Jahren vollständig vorliegen wird.

* **Fünf Kandidaten für den Friedensnobelpreis.** Während eine große deutsche Nachrichtenagentur meldete, daß der deutsche Professor Dr. Ernst Robert Curtius (Bonn) als der aussichtsreichste Kandidat für den Friedensnobelpreis gelte, werden nun nach einer Kopenhagener Meldung als Anwärter der frühere amerikanische Außenminister Kellog, der schwedische Erzbischof Nathan Söderblom, die schwedische Vorkämpferin des Roten Kreuzes Elsa Brandström und der bekannte nordschleswigsche Politiker H. P. Hanssen genannt.

* **Ein angebliches Schnupfenserum.** Wie aus Klausenburg gemeldet wird, will der dortige Arzt Dr. Josef Havas ein Schnupfenserum gefunden haben. Der Arzt hat bereits seit Jahren mit diesem Serum, das er „Kontrarinin" benannt hat, Versuche angestellt. Das neue Serum soll wirken, daß anderthalb Stunden nach seiner Anwendung der hartnäckigste Schnupfen aufhört.

* **3600 Grad Hitze bei der Zerstörung Pompejis.** Wie der Professor Ricardo von der Bologanaer Universität auf Grund genauer Untersuchungen an verkohlten Fundobjekten aus Pompeji festgestellt hat, betrug die Temperatur, die seinerzeit bei der Zerstörung der Stadt durch den Vesuv geherrscht hat, etwa 3600 Grad Celsius.

Gräßlicher Tod einer Industrielehrerin. Aus Wien wird gemeldet: Sonnabend gegen ½4 Uhr morgens verspürten Parteien des Hauses Schwendergasse 61 einen Brandgeruch und bemerkten, daß ihre Schlafräume mit Rauch erfüllt waren. Sie gingen der Ursache nach und stellten fest, daß der Brandgeruch und Rauch aus der Wohnung der städtischen Industrielehrerin Ottilie Seebauer dringe. Die Sicherheitswache wurde geholt, und als die Eingangstür gewaltsam erbrochen worden war, drang ein derartiger Brandgeruch und Rauch den Eintretenden entgegen, daß sie schlennigst flüchten mußten, um nicht in Erstickungsgefahr zu geraten. Die Feuerwehr wurde alarmiert und drang mit Rauchmasken in das Innere der Wohnung vor. Die Mannschaft fand in dem fast vollständig verkohlten Bett die Leiche der Lehrerin Seebauer, die mit dem Oberkörper und dem Kopf aus dem Bettrest ragte, und gleichfalls schon teilweise stark verkohlt war. Auch ein Tisch in der Nähe des Bettes war niedergebrannt. Den Erhebungen der Polizei zufolge dürfte es sich um einen gräßlichen Unfall der Frau handeln, zumal neben dem Bette eine Schachtel mit Zündhölzern gefunden wurde. Die Erhebungen ergaben, daß die Lehrerin in den letzten Jahren starke Dosen von Opiaten, wie Veronal, zu sich genommen hatte und sich einer Entwöhnungskur in der Landes-Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ unterzogen hat, nach der sie als geheilt entlassen wurde. Man nimmt an, daß die Unglückliche im Dämmerzustand mit den Zündhölzchen hantiert und dabei das Bett in Brand gesteckt hat. In den Flammen ist sie erstickt.

* **Nachtquartier im Kabelschacht.** Unter der Wasserturbrücke nahe dem Luisenufer in Berlin machten Telegraphenarbeiter, die hier Kabelleitungen nachsahen, eine merkwürdige Entdeckung: sie fanden unter der Brücke in dem Kabelschacht, der von einer schweren Granitplatte nach oben verschlossen ist, eine seltsame Notwohnung. Eine alte Matratze, ein Kopfkissen, etwas Holzwolle lagen verstreut herum, und mit ihrer Hilfe hatte sich ein abenteuerlich veranlagter Arbeitsbursche eine Art Unterstand eingerichtet. Der Eingang zu der Notwohnung war an der Seite; von einem Brückenpfeiler am Elisabeth-Ufer aus führte ein kleiner Gang bis zu dieser Stelle im Pflaster. Der Bewohner muß immerhin sehr schlank gewesen sein, um auf diesem Wege in die Behausung hineinkriechen zu können. Die Kriminalpolizei, die diesen seltsamen Unterschlupf genau durchsuchte, fand eine Arbeitsbescheinigung auf den Namen des 19jährigen Arbeitsburschen Willi Uphoff. Dieser junge Mann hat sich offenbar die seltsame Behausung eingerichtet. Er ist der Polizei nicht bekannt, nirgend gemeldet, wird aber auch nicht von der Kriminalpolizei gesucht. Es scheint demnach so, als ob ihn bloß wirtschaftliche Not dazu getrieben hat, diese seltsame Behausung zu beziehen.

* **Tödliches Autounglück.** Aus Pilsen wird gemeldet: Dieser Tage ereignete sich auf der Straße zwischen Staab und Chotieschau in der Nähe des Eisenbahnüberganges ein Autounfall, der ein Menschenleben forderte. Der 72jährige Landwirt Matthias Stitauer aus Chotieschau fuhr mit seinem Gespann vom Feld heim. Er fuhr auf der rechten Seite der Straße in der Fahrtrichtung, der Landwirt selbst ging in der Mitte der Straße. Plötzlich ertönten von rückwärts Hupensignale, die der Greis wahrscheinlich nicht beachtete. Das von Graf Leopold Fugger aus Schaffhausen in Bayern gelenkte Auto wollte dem Gespann vorfahren. Da die rechte Seite durch den Wagen versperrt war, fuhr der Autolenker links vor. Gerade als das Auto vorbeifahren wollte, erschrak der Greis, ließ die Zügel los und sprang in das Auto hinein. Er wurde noch etwa zehn Meter mitgeschleift und blieb dann tot liegen. Das Auto blieb sofort stehen. Graf Fugger erstattete sofort bei der Gendarmerie in Staab die Anzeige. Er wurde verhaftet und dem Untersuchungsrichter übergeben. Zwei Zeugen erklärten, daß Graf Fugger ununterbrochen Signale gegeben hat. Nach Hinterlegung einer Kaution von 300 000 Kronen wurde Graf Fugger aus der Haft entlassen.

* **Eine Familie vor dem Tod bewahrt.** Der 44 Jahre alte Kaufmann Gustav G. aus Oranienburg begab sich mit seiner Frau Hedwig und seinen beiden Kindern, der 10jährigen Else und dem 8jährigen Heinz, nach seiner im Hause Wilhelmstraße 8 gelegenen Werkstatt. In der Nacht wurden Hausbewohner durch lautes Stöhnen und Gasgeruch aufmerksam gemacht und alarmierten Polizei und Feuerwehr. Als die Samariter der Feuerwehr in die Werkstatt eindrangen, fanden sie die ganze Familie bewußtlos auf. Unter Anwendung von Sauerstoffapparaten konnten Eltern und Kinder ins Leben zurückgerufen werden. Sie wurden dann bei Verwandten untergebracht. Da er in wirtschaftlicher Notlage verzweifelte, hatte G. den Gashahn geöffnet.

* **Todessturz eines Rekordfliegers.** Einer der besten Flieger der amerikanischen Marine, Leutnant Cuddihy, hat bei Versuchsflügen mit einem englischen Aeroplan den Tod gefunden. Der Apparat fiel mit derartiger Wucht zur Erde, das er sich tief in den Boden bohrte; nur die Füße des Piloten ragten aus dem Erdboden hervor. Der Apparat war vom Marinedepartement nach den Probeflügen zum Schneiderpokal im September zu Versuchszwecken angekauft worden. Der tödlich Verunglückte hat im Jahre 1924 den Weltrekord für Wasserflugzeuge geschlagen und im Jahre 1925 das Probeflugzeug für den Schneider-Pokal geführt.

* **Unschuldig im Zuchthaus.** Wie die „World“ aus Washington meldet, verlangte der Senator von Minnesota, Schall, die Freilassung des kalifornischen Arbeiterführers Tom Mooney, der seit 1916 unschuldig im Zuchthaus sitzt. Senator Schall protestierte dagegen, daß der Gouverneur von Kalifornien die Freilassung Mooneys abgelehnt hat, weil große Geschäftsfirmen dagegen sind. Mooney wurde beschuldigt, im Jahre 1916 das Bombenattentat in San Francisco begangen zu haben, wobei 10 Personen getötet und 40 verwundet wurden. Ein gewisser Smith hatte den Arbeiterführer beschuldigt, im Auftrage des deutschen Konsuls von Bopp und des Militärattachés von Brincken das Attentat ausgeführt zu haben. Smith soll auf dem Totenbett gestanden haben, daß diese Behauptung unwahr ist.

* **Doppelmordversuch aus blinder Eifersucht.** Ein Eifersuchtsdrama hat sich am Sonntag früh vor dem Hause Herzbergstraße 13 in Neukölln abgespielt. Hier schoß der 28 Jahre alte Schlosser Erich Ludwig auf seine geschiedene Frau und ihren Begleiter, einen Bekannten der Frau, den L. für ihren Liebhaber hielt, und verletzte beide schwer. Ludwig hatte sich im Jahre 1927 mit der jetzt 27 Jahre alten Frau Emmi, geb. Vedder, verheiratet. Die Eheleute trennten sich aber schon nach knapp einem Jahre wieder und Frau Ludwig zog zu ihrer Mutter nach Neukölln. Am Sonnabend abend besuchte sie ein Cafee und traf dort den 28 Jahre alten Kanzleiangestellten Franz Schröder, den Frau L. von früher her kannte, und seine Braut. Als man spät in der Nacht aufbrach, begleitete Schröder zunächst seine Braut nach Hause und dann Frau Ludwig, die in ständiger Angst vor ihrem Ehemanne lebte. Als beide fast das Haus erreicht hatten, trat ihnen plötzlich Ludwig entgegen. Mit der Linken zog er den Hut und grüßte, während er mit der Rechten aus der Manteltasche eine Pistole zog und auf die Frau und ihren ahnungslosen Begleiter je drei Schüsse abgab. Ludwig ging dann seiner Wege, ohne sich um die Verletzten zu kümmern. Die von Passanten alarmierte Feuerwehr brachte Frau L. nach dem Krankenhaus; Schröder, der leichter verletzt worden war, erkannte plötzlich unter den rasch zusammengeströmten Neugierigen Ludwig und fragte ihn, weshalb er denn auf ihn, den ganz Unbeteiligten, geschossen habe. Der Schlosser gab keine Antwort. Er wurde von den Feuerwehrleuten festgenommen und der Kriminalpolizei übergeben. Bei seiner Vernehmung erklärte er, daß er vor Eifersucht „verrückt“ gewesen sei. Frau Ludwig ist sehr schwer verletzt, ihr Zustand ist bedenklich.

* **Bestechungsprozeß gegen einen Direktor der deutschen Reichsbahn.** Vor der Sonderabteilung des Schöffengerichtes Berlin-Mitte begann der große Bestechungsprozeß gegen den Reichsbahndirektor Wilhelm Neumann und den Zivilingenieur Dr. David Kämpfer, denen die Anklage zur Last legt, sich in der Zeit von 1921 bis 1926 der schweren Bestechung schuldig gemacht zu haben. Der Anklage liegt folgender Sachverhalt zugrunde: Die Dr. Kämpfer gehörige Firma war Lieferantin des Reichsbahnzentralamtes und wurde mit Aufträgen bevorzugt. Weiter wurden ihr die Metalle, die als Abfall an die Industrie abgegeben wurden, vorzugsweise zugeteilt. Die Aufträge und die Lieferungen sollen durch Hilfe des Reichsbahndirektors Neumann im wesentlichen dadurch zustandegekommen sein, daß er persönliche Vermögensvorteile von Dr. Kämpfer erhielt. Diese bestanden in Einladungen und Geschenken, insbesondere aber in der Ueberlassung einer großen Wohnung in der von Dr. Kämpfer zu diesem Zweck auf seinem Grundstück in Bergstücken bei Neu-Babelsberg erbauten Villa. Zu der Wohnung gehörte auch ein großer Garten, für dessen Instandsetzung die Arbeiten immer von Dr. Kämpfer bezahlt wurden. Demgegenüber behaupten die Verteidiger, daß die Zuwendungen nur übliche Gelegenheitsgeschenke von geringem Wert gewesen und von Neumann auch erwidert worden seien. Die Dauer des Prozesses ist auf mehrere Wochen berechnet.

* **Tragödie zweier Schwestern.** Im Hause Siemensstraße 23 in Oberschöneweide betreibt die 67jährige Frau Kube seit Jahren zusammen mit ihrer Schwester ein Seifengeschäft. Als dieser Tage der Laden zur gewohnten Zeit nicht geöffnet wurde, schöpfte man Verdacht und benachrichtigte das Polizeirevier, dessen Beamte gewaltsam in die Räume eindrangen. Man fand die beiden alten Damen bewußtlos in dem mit Gas angefüllten Schlafzimmer auf. Die Wiederbelebungsversuche der Feuerwehr hatten nur noch bei der Schwester Erfolg, während bei Frau Kube ein Arzt nur noch den Tod feststellen konnte. Ob es sich um einen Unglücksfall oder Selbstmord handelt, konnte nicht festgestellt werden.

* **Selbstmord eines Gymnasiasten.** Aus Budapest wird gemeldet: Die Polizeichronik des Sonntags zeigte wieder eine aufsteigende Selbstmordkurve. Neun Personen verübten Selbstmord, von diesen fanden sechs den Tod. Unter anderm hatte der 15jährige Nikolaus Kafka, der Sohn einer Offizierswitwe, Selbstmord begangen. Der Knabe war in der Schule verwarnt worden, worauf ihm die Mutter ins Gewissen redete, fleißiger zu lernen, und ihm auch die Teilnahme an einem Pfadfinderausflug verbot. Kaum hatte die Mutter die Wohnung verlassen, sprang er vom vierten Stock des Hauses in den Hof, wo er mit zerschmetterten Gliedern liegen blieb. Er starb kurz nach der Einlieferung in das Spital.

* **Mit dem Auto in den Rhein.** Ueber die Katastrophe der drei Zahnärzte bei Frei-Weinheim wird dem „Lok.-Anz.“ noch berichtet: Auch die Bevölkerurng hatte regen Anteil an der Auffindung der Vermißten genommen. Aus allen Kreisen der Bevölkerung liefen Meldungen und Vermutungen über die Verschwundenen ein. So vermutete der Totengräber von Frei-Weinheim und der Sohn eines Gastwirts, daß das Auto mit den drei Insassen an einer gefährlichen Stelle kurz hinter Frei-Weinheim in den Rhein gefahren sein konnte. Veranlaßt durch die ausgesetzte Belohnung in Höhe von 2300 Mark, suchten beide mit langen Schifferhaken das Wasser am Ufer ab. Nachdem sie vergeblich gesucht hatten, gingen sie nachmittag wieder an den Rhein, um nochmals die Stelle abzutasten. Plötzlich, gegen 4 Uhr, stießen die Stangen auf einen größeren Gegenstand. Die Ortspolizei wurde benachrichtigt, die das Auto ungefähr vier Meter vom Ufer entfernt im Wasser entdeckte. Die Bürgermeisterei veranlaßte sofort, daß eine Mannschaft von ungefähr 50 Personen die Bergung vornahm. Das Fahrzeug hatte sich im Wasser auf die Seite gelegt. Der Anblick, der sich der Bergungsmannschaft bot, war erschütternd. Das Auto war durch die Todesfahrt nicht beschädigt worden.

Kommunale Tagesfragen

Leuchtbuchstaben auf dem Firmenschild

Der Inhaber eines Warengeschäfts, das in Mieträumen betrieben wurde, hatte bei seinem Einzuge vom Vermieter die Erlaubnis erhalten, über den Schaufenstern seines Ladens auf einem Schwarzglasschild seine Firma mit Goldbuchstaben aufmalen zu lassen. Einige Jahre später änderte der Geschäftsinhaber, der allgemeinen Mode folgend, die Anschrift über dem Laden insofern, als er an Stelle des Firmenschildes den Namen der Firma in beweglichen Leuchtbuchstaben anbringen ließ.

Der Hauseigentümer, dessen Erlaubnis zu dieser Aenderung nicht eingeholt worden war, verlangte nun im Klagewege Entfernung der Leuchtbuchstaben und Wiederanbringung eines dem alten Schilde in Form und Aussehen entsprechenden Firmenschildes. Dabei berief er sich auf die Bestimmung des mit dem Mieter abgeschlossenen Vertrages, wonach Schilder nur mit Genehmigung des Vermieters angebracht werden dürfen, und auf eine andere Bestimmung des Vertrages, wonach bauliche Veränderungen ohne schriftliche Genehmigung des Vermieters nicht vorgenommen werden dürfen.

Das Kammergericht — ebenso wie die Vorinstanz — wies die Klage des Hauseigentümers ab. War dem Beklagten einmal die Anbringung eines Firmenschildes gestattet, so führte das Gericht aus, so schließt diese Erlaubnis nach Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte ohne weiteres auch die Berechtigung zum Halten irgendeines eigenen Firmenschildes ein. Der Beklagte war sonach befugt, an Stelle des ursprünglichen Firmenschildes ein anderes Schild von ungefähr gleicher Art anbringen zu bringen. Die Befugnis des Beklagten hätte nur eine Beschränkung zu erfahren, falls etwa etwa eine Beeinträchtigung der Hausfront in Betracht kommen könnte. Dafür aber, daß ein solcher Ausnahmefall vorliegt, ist nichts erbracht.

Freilich wäre es möglich, daß etwa ein Ortsgebrauch eine besondere Erlaubnis des Vermieters für den Fall der Anbringung gerade von Leuchtbuchstaben vorschriebe. Indessen hat die zuständige Handelskammer sich dahin ausgesprochen, daß ein solcher Ortsgebrauch nicht besteht. (Kammergericht, 17. U. 1212. 28.)

Höhere Schulen, kleinere Städte und der Staat

Jüngst ist ein vom Reichsstädtebund gefördertes Werk herausgekommen: „Die deutschen Mittel- und Kleinstädte", das in Wort und Bild veranschaulicht, welche Kulturzentren diese Städte für das deutsche Volksleben bilden und wie sehr es notwendig ist, sie als solche zu erhalten. Sind sie doch ganz besonders geeignet, den Gegensatz zwischen Stadt und Land zu mildern und den Zuzug nach den Großstädten wenigstens etwas einzudämmen, der für unser politisches und wirtschaftliches Leben keineswegs als Gewinn betrachtet werden kann. Ganz besonders in den Grenzgebieten sind die höheren Schulen der kleinen und mittleren Städte Hochburgen deutscher Kultur. In einem besonderen Kapitel würdigt Dr. Steffens, Marienburg, M. d. L., die höheren Schulen der kleineren Städte einer eingehenden Betrachtung.

Während in den Großstädten die Zahl der auswärtigen Schüler an den höheren Schulen verhältnismäßig gering ist, beträgt sie in den kleineren Städten 30 bis 50 v. H. und darüber. Die meisten dieser auswärtigen Schüler kommen aus den umliegenden Landgebieten, was an sich sehr erfreulich und eine Anerkennung für die Schulen ist, leider aber für die betreffenden Städte erhöhte Ausgaben für die Schulen bedeutet. Denn selbst der Zuschlag von 25 v. H. auf das übliche Schulgeld deckt nicht die Ausgaben, welche der Stadt an Selbstkosten pro höheren Schüler erwachsen. Einzelne Landkreise sind allerdings so einsichtig gewesen, zu den höheren Schulen einen gewissen Betrag zuzusteuern, aber das sind sozusagen nur weiße Raben.

Wie verhalten sich nun die Beitragsleistungen zur Erhaltung der höheren Schulen von Staat und Gemeinden zueinander? Nehmen wir einmal das größte Land des Deutschen Reiches, Preußen, zum Maßstab — in den anderen deutschen Ländern werden die Verhältnisse ähnlich liegen — so finden wir, daß im Jahre 1913 der Zuschuß des Staates zu den nichtstaatlichen öffentlichen höheren Schulen 4,8 Millionen Mark betrug und 1929 6,2 Mill. Mark, also seit 1913 knapp um ein Drittel gestiegen ist. Das ist noch nicht einmal 5 v. H. der gesamten staatlichen und städtischen Zuschüsse zu den höheren Schulen. Gar nicht wenige der kleinen und mittleren Städte erhalten überhaupt keine staatlichen Zuschüsse.

Die absoluten Kosten der Städte sind dagegen seit 1913 um das Zweieinhalbfache gestiegen. Diese Last wird jedoch bei der mißlichen Finanzlage der meisten Städte von Jahr zu Jahr unerträglicher. Aufrechterhaltung der höheren Schulen bedeutet daher Erhöhung der Realsteuerzuschläge und der Tarife der städ. Werke, wogegen sich aber die Wirtschaft zur Wehr setzt, da sie die Kosten dafür aufzubringen hat und in ihrem Wettbewerb dadurch erheblich beeinträchtigt wird. Bei all solchen Schwierigkeiten ist es zu bewundern, daß die kleineren Städte nichtsdestoweniger bestrebt sind, neue Schulen zu errichten und alte auszubauen. Aber andererseits ist hier Vorsicht geboten, damit nicht eines Tages die Existenz solcher Schulen überhaupt gefährdet wird. Gewarnt werden muß auch vor Konkurrenzgelüsten benachbarter Städte und vor dem Berechtigungsfieber, das manche unerfreuliche Blüten gezüchtet hat; beispielsweise für handwerkliche Lehre und dergl. das Zeugnis höherer Schulbildung fordert.

In Anbetracht dessen, daß die Erhaltung höherer Schulen in den kleineren Städten im weitgehenden Interesse der Allgemeinheit liegt, muß der Staat als Hauptvertreter der Allgemeinheit bedrängten Städten mit seinen Mitteln mehr als bisher zu Hilfe kommen. Nun ist aber die Finanzlage des Reiches und der Länder leider auch eine sehr mißliche, so daß man die Anforderungen an sie nicht allzu hoch spannen darf. Es muß daher auch auf Sparsamkeit im kommunalen Haushalt gesehen werden, wofür St. Steffens vorschlägt: Einfachheit der Schulbauten und ihrer inneren Einrichtung, Aufgabenabbau im Fürsorgewesen; als staatliche Maßnahmen: Steuerreform und gerechter Finanzausgleich.

Die Nöte der Klein- und Mittelstädte

Der Geschäftsbericht des Reichsstädtebundes, der die Zeit vom 1. Januar 1928 bis zum 31. März 1929 umfaßt, zeigt, daß die Kommunalpolitik nahezu alle Gebiete der Politik mit Ausnahme der Außenpolitik umfaßt. Schon diese Vielgestaltigkeit sollte die Allgemeinheit veranlassen, den kommunalpolitischen Fragen erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Der Reichsstädtebund stellt mit über 1500 Städten, in denen über 9 Millionen Einwohner gezählt werden, eine der großen kommunalen Spitzenorganisation dar, die in wachsendem Maße Einfluß auf die Gestaltung der Gesetzgebung gewinnen, soweit sie die kommunalen Belange berühren.

Das Hauptarbeitsgebiet des Reichsstädtebundes war die kommunale Neugliederung in Westdeutschland, die grundsätzliche Bedeutung hat, weil auch in anderen Provinzen eine kommunalpolitische Umorganisation geplant ist. Ferner hat der Reichsstädtebund in Gemeinschaft mit den übrigen kommunalen Spitzenverbänden der großen Städte und der Landgemeinden sich mit ganzer Kraft dafür eingesetzt, die drohenden Schäden aus der Neugestaltung der Landkreisverfassung für die Selbstverwaltung der kreisangehörigen Gemeinden abzunehmen.

Bei der Auflösung der Gutsbezirke wurde auf einen gerechten Ausgleich der Interessen von Landgemeinden und Städten hingearbeitet. Im Hinblick auf die beabsichtigte Justizreform erhob der Reichsstädtebund beachtliche Einwände gegen die folgenschwere Absicht, eine Anzahl kleinerer Amtsgerichtsbezirke aufzuheben. Einen Erfolg der Bundesarbeit stellt die Regelung des Polizeilastenausgleichs dar, der die in Preußen bis dahin bestehende Ungerechtigkeit mildert, daß die Städte mit kommunaler Polizei deren Kosten allein zu tragen hatten, während die Städte mit staatlicher Polizei nur zu einem Drittel an der Kostenaufbringung beteiligt waren. In diesen Lastenausgleich werden auch die Städte unter 2000 Einwohnern mit einbezogen.

Aus der Fülle der weiteren Tätigkeitsgebiete seien noch Finanzausgleich, Steuerwesen, Aufwertung, Gasfernversorgung, Wohnungsbau, Wohlfahrtspflege und Arbeitslosenversicherung genannt. Besonderes Augenmerk wurde dem Schulwesen gewidmet, an dessen Finanzierung gerade die mittleren und kleinen Städte ungemein schwer zu tragen haben.

Hypothekenaufwertung

A verkaufte im Juli 1914 sein Haus an B zum Preise von 102 500 Mark. Ein Kaufpreis von 42 500 Mark wurde dem B gestundet und hierfür zu Gunsten A's eine Hypothek auf dem verkauften Grundstück im Grundbuch eingetragen. Während des Krieges zahlte B von dem Kaufpreis 10 000 Mk. ab, die auch im Grundbuch gelöscht wurden. Im Jahre 1922 veräußerte B das Grundstück weiter und der Käufer übernahm als persönlicher Schuldner die nach Rückzahlung der erwähnten 10 000 Mk. verbleibende Restschuld im Betrage von 32 500 Mark.

Indessen verweigerte A die Genehmigung der Schuldübernahme, er forderte vielmehr von B erhöhte Aufwertung seiner Kaufgeldrestforderung, und zwar verlangte er Festsetzung der Aufwertung dieser Forderung auf 60 % des Goldmarkbetrages. Die Aufwertungsstelle wertete die Forderung A's auf 50 % auf, das Landgericht jedoch setzte auf Beschwerde B's den Aufwertungsbetrag nur auf 8125 Goldmark, also auf 25 % fest.

Hiermit war A nicht zufrieden, und auf seine weitere Beschwerde entschied das Bayerische Oberste Landesgericht dahin, daß die Entscheidung des Landgerichts auf einer Verletzung des Gesetzes, insbesondere des dem § 242 BGB zu entnehmenden Grundsatzes beruht, wonach die Aufwertung nach Billigkeit stattzufinden hat. Bei Festsetzung der Höhe der im Rahmen des § 10, Abs. 1, Nr. 5 und Abs. 3 des Aufwertungsges. vorzunehmenden Aufwertung des Kaufpreisrestes sind gemäß § 242 BGB alle Umstände des Falles abzuwägen, die geeignet sind, einen billigen Ausgleich der berechtigten Interessen der Beteiligten herbeizuführen. Hierbei sind besonders die persönlichen Verhältnisse der Beteiligten, ihre Vermögens- und Einkommensverhältnisse in Betracht zu ziehen. Der Antragsteller A ist — ebenso wie seine Ehefrau — hochbetagt, er hat sein früher sehr ansehnliches Vermögen, außer der hier in Frage stehenden Aufwertungsforderung, verloren und hat fast gar keinen Verdienst. Dagegen sind die wirtschaftlichen Verhältnisse des Antragsgegners B sehr günstig. Mit Rücksicht auf die mißliche Lage des Antragstellers ist es zur Ermöglichung eines billigen Interessenausgleichs geboten, daß bei Aufwertung des Kaufpreisrestes auch dann über den 25prozentigen Normalsatz des Goldmarkbetrages dieser Forderung hinausgegangen wird, wenn derjenige Betrag, der aus dem Verkaufserlöse für das Grundstück sich noch im Vermögen des Antragsgegners befindet, den 25prozentigen Normalsatz der Aufwertung der Forderung des Antragstellers nicht übersteigt.

Uebrigens steht dem Antragsgegner B gegen seinen Käufer auf Grund dessen Schuldübernahme ein Rückgriffsrecht in Ansehung der von ihm zu leistenden Aufwertung zu. Dieser Rückgriffsanspruch bildet einen Bestandteil seines Vermögens und ist bei Festsetzung der Höhe der Aufwertung der persönlichen Forderung A's heranzuziehen. (Bayer. Oberst. Landesger., 8. 318. 228.)